

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 25. — Sonntag (Trinitatisfest), den 16. Juni 1935.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Die Auferstehungslinde zu Annaberg

Von Inge Kamerhuis-Drescher, Dresden-A.

Am 16. Juni ist das Trinitatisfest. Als ich das neulich an Hand des Kalenders festgestellt hatte, mußte ich an die alte Linde auf dem Kirchhof zu Annaberg im Erzgebirge denken. Man hat mir einmal erzählt, daß unter der Linde die Ratsherren der Stadt sitzen, wenn am Trinitatissonntage auf dem Friedhofe gepredigt wird. Aber die Linde ist eigentlich gar kein richtiger Baum. Sie hat keinen Stamm und keine Krone. Nur ein mächtiger Wurzelstock ragt aus der Erde. Ungefähr ein bis zwei Meter über dem Boden ziehen sich die weitverzweigten, meterlangen Wurzeln hin und treiben die Zweige und Blätter. Mit Holzpfählen und Eisenbändern haben die Annaberger die mächtigen Wurzeln ihrer „Auferstehungslinde“ gestützt. In der Nähe des Baumes ragt ein Kreuzifix empor. An der Stelle verstreute der Bischof bei der Weihe des Friedhofes die heilige Erde, die der Papst aus Rom gesandt hatte. Gleich daneben steht ein Denkstein für Barbara



Die Auferstehungslinde auf dem Friedhofe zu Annaberg.

Uttmann. Und um den berühmten Lehrer der Barbara Uttmann, um den Rechenmeister Adam Ries, und die Auferstehungslinde weben die Annaberger eine Sage. Einst soll Ries mit seinem Beichtvater über den Kirchhof gegangen sein und behauptet haben, er glaube nicht an die Auferstehung der Toten. Am Wege stand ein junges

Lindenbäumchen. Das ergriff der Beichtvater, riß es aus der Erde und steckte es verkehrt, mit der Krone nach unten, wieder in den Boden. Daraufhin sprach er zu Adam Ries: „So wahr ich dieses junge Bäumchen verkehrt in die Erde stecke und es doch zu einem großen Baum heranwachsen wird, ebenso gewiß gibt es eine Auferstehung.“ Als der Rechenmeister später abermals über den Kirchhof ging, war das Bäumchen angewachsen, aus seiner Wurzel trieben die Zweige und grüntem die Blätter. Und der Rechenmeister Adam Ries wurde ein gläubiger Christ. — Da in den vorstehenden Zeilen die Rede von Adam Ries ist, so lesen wir in einer Chronik, „daß ein Marstaller uff St. Anna-berg einen rucklosen Sohn hatte, der an keine Auferstehung glaubte“. Ein Pfarrer ging mit ihm nun auf den Friedhof, um ihn zu belehren. Hier erblickte der Bur- sche eine kleine Linde und sagte zu dem Pfarrer: „So wenig diese Linde ausschlagen würde, wenn Ihr sie mit den Aesten in die Erde setzt,

so wenig werden die Toten wieder auferstehen.“ Darauf habe der Priester die Linde umgekehrt in die Erde gesetzt und Gott beschworen, sie ausschlagen zu lassen. Dies geschah und der junge Annaberger wurde gläubig. — Aus dem alten Annaberger Trinitatisfest ist die Annaberger Rät hervorgegangen, die eine Woche dauert.

DIE ROSEN-TÄNZER

Roman von Sophie Kloor.

(12. Fortsetzung.)

„Dann sollten wir nicht in die Welt gehen.“ Sie stockte. Dachte an ihr brennendes Verlangen, hinauszukommen, an ihren Haß gegen die ganze Enge des heimatischen Lebens — suchte diesen Haß in ihrer Seele und fand ihn nicht mehr.

„Moiken, du mußt runter und dem Grafen die Zimmer richten.“

„Ich? Muß? Bin ich seine Magd? Laß die rote Uwe das tun.“

„Hoioho, was ist nun? Bist wild? Krah mir nur nicht gleich die Augen aus, du Funkselhege.“

„Laß das dumme Wort, das sprichst du deinem Grafen nach. Herren sind üble alte Weiber —“

„Oder süße, junge. Verderben den Männern die Köpfe und saufen durch die Lüfte davon, wenn solch armer Kerl sein Liebesrecht will.“

„Uwe, laß mich in Ruhe.“

Er riß sie mit schmerzhaftem Griff in seine Arme, denn seine Liebkosungen waren nicht zarter Art. Wie zwei tolle Kinder balgten sie sich hin und her.

„Ich soll die Schlüssel holen. Der feine Herr will seine Zimmer in Ordnung haben.“

Die rote Mäule stand in der Tür und musterte die heißen Gesichter und die zerzausten Haare der beiden mit schiefem Blick.

„Ich bring' sie schon.“ Uwe stürmte die Treppe hinunter.

Die Rote sah sich im Zimmer um, das sie zum ersten Male betreten, ihr Blick fiel auf das Bild im silbernen Gewande. „Was ist denn das? Hat der Uwe das machen lassen? Und wie hast du dich da 'rausstaffiert? Und wo hast du den feinen Schmuck her?“

„Möchtest ihn mir wohl abnehmen? Ich kann ihn dir leider nicht geben. Das bin ich nämlich nicht, das ist meine Urgroßmutter.“

„Was?“

„Ja, sieh mich nur nicht so giftig an. Meinst, der Graf hätt' euch auf die Burg gelassen, wenn's nicht um mich wäre? Bloß weil ich dem Uwe seine Frau geworden bin, hat er euch auch aufgenommen.“

Sie amüsierte sich königlich über den Haß der Roten, deren Blicke immer zwischen ihr und dem Bilde hin und her gingen. „So,“ sagte die jetzt ganz langsam, und jedes Wort war in Gift getränkt, „seine Frau? — Auf wie lange bist denn seine Frau geworden?“

Sie fuhr einen Schritt zurück, denn Moikens Hand brannte in ihrem Gesicht, und Moikens Stimme war wie Peitschenhiebe um ihre Ohren. „Wenn ich einem seine Frau werd', dann ist es auf Leben und Tod. Du Dirne, du. Ich laß nicht mit ihm und laß ihn liegen, wenn er todkrank ist. Ich halt' bei ihm aus. Und jetzt mach, daß du 'rauskommst, und laß dich nicht wieder sehen hier oben.“

Es war da ein großer Raum in der Burg, den nannten sie die Halle. Es war aber nur ein einfacher Saal, denn zur Halle fehlten ihm Höhe und Wölbung. Decke von Tannenholz, gestaltete Wände, schwere Tische, strohgeflochtene Stühle, im hintersten Winkel ein großer Kamin, das war alles. In dem Saale schauerten die Rosentänzer, bis alles so sauber war, wie man es von einem uralten Bauwerk verlangen konnte, dann warf sich der Graf in den Stuhl am Kamin, in dem die dicken Holzkloben brannten. Durch die Fenster sahen Rebelgeister, und Windriesen hockten in den Waldbäumen und heulten in ihre heiseren Hörner.

Moiken rüstete ein Zimmer am Saal zur Nachtherberge für den Herrn und hatte sich als einzige Hilfe einen jungen

Copyright durch Dammert-Pressdienste G. m. b. H., Berlin W. 35.

Maler genommen, der still und ohne viel Befrage ihr zur Hand ging. Er war nur für den Winter zur Schar gestoßen und wollte mit dem Frühjahr wieder eigene Wege gehen. Und sie spürte wohl, er war nur ihretwegen mitgegangen. Uwe stand vor dem Herrn und gab genauen Bericht über sein Gehen und Kommen. „Und wenn ich noch diesen Winter Briefe tragen soll, Herr — ich laß', soweit meine Füße mich tragen.“

„Und dein junges — Weib?“

„Hält haus und wartet.“

„Hält haus und wartet. Wie es uns gefallen würde, hauszuhalten und zu warten. Die armen Weiber!“

„Ja, Herr. Aber sie müssen einmal da sein. Das Leben wär' lange nicht lustig ohne sie.“

„Laß sie herkommen. Sie soll sich zu mir setzen und mir erzählen. Und die andern sollen tanzen.“ Er befahl, und Uwe wagte nicht ein Widerwort.

Zwei Jäger trugen Wein aus den Burgkellern, die Rosentänzer sammelten sich im Saal, Moiken sah heiß und unsicher neben dem Herrn am Kamin — Tanz und Gesang konnten beginnen. Und es war doch nicht Tanz und Lied wie bisher, wenn sie unter den Linden und vor den Kirchen tanzten. Es



Will sie Dir den Uwe nehmen?

kam nicht aus ihren Seelen, es war totes und doch wildes Werk, und die Fröhlichkeit wurde vom Wein geschürt.

Blötzlich schraf Moiken zusammen. Im Tanz war die rote Mäule so heftig gegen ihren Stuhl gestoßen, daß er schwankte und der Wein in ihrem Glase übersprang.

„Wer ist die?“ fragte der Graf. „Es sah aus, als stieße sie dich nicht zufällig.“

„Es war auch nicht zufällig. Die und ich, hassen einander.“

„Will sie dir den Uwe nehmen?“

Ein hochmütiges Aufwerfen des Kopfes. „Das soll sie erst können. — Nein, sie ist schlecht, hat kein Herz und läuft mit jedem. Das hab' ich ihr gesagt. Nun haßt sie mich.“

„Und die andern Mädchen? Oder sind auch Frauen dabei?“

„Die Laubingerin und die Seboldin. Die ziehen sonst mit ihren Männern durch das Land und spielen Komödie. Von einem, den sie Goethe nennen. Mit dem berühmten sie sich sehr. Gibt es so einen?“

„Es gibt so einen. Sogar einen großmächtigen Herrn Minister. Und es gibt auch Leute, die meinen, seine Komödien sind mehr wert als seine ganze Ministerherrlichkeit.“

Moiken sah ihn unsicher an. Spottete er ihrer? Der vornehme Mann war ihr ungemütlich. Ja, und da ist die Mar-

gret, die in die Irre gegangen ist und sich nie wieder heimtraut, und zwei Studenten, die das Lachen verlernt hatten und es bei uns wiederfinden wollen, und dann Walter, der Maler. Wie sein Vaternamen ist, weiß keiner. Das sind sie alle, Herr.“ Sie sagte nicht „wir alle“. Der Blomsburger spürte stärker als sie selber, wie sie ihrem innersten nach nicht zu der Schar gehörte. Heißes, wildes Blut, aber kein leichtsinniges Blut. Eine, die sich verschonen kann, aber keine, die sich verliert.

„Höre, Silberhege, es ist nichts für dich, so in der Welt herumzustreifen. Ich will den Uwe zum Bogt auf der Blomsburg machen, da habt ihr ein Zuhause. Soll es so sein?“

„Wenn er will, Herr. Aber er wird nicht wollen.“

„Und du hast keine Macht über ihn? Findest dich in all jein Wesen und Widerspruch? Er muß dich arg unterdrückt haben.“

Sie senkte den Kopf und schwieg. Was sollte man sagen? War es nicht so, daß sie sich finden mußte, weil er ihr Herr geworden ohne Gott und Menschenfagung? Konnte er nicht einfach sagen: Wenn mein Leben dir nicht gefällt, so geh? Und wenn er sie zehnmal sein Weib nannte?

„Nun, du mußt es wissen. Sprich mit ihm. Will er den Posten, soll er sich bei mir melden.“

Aber Uwe lachte nur wie toll, als sie mit ihm sprach, und meldete sich nicht.

Wie die See murrte.

Hätte sie nur einmal gedonnert und gebrüllt. Aber schon seit sieben Tagen dies ewig gleichmäßige Röhren am Strande, und vor den Fenstern der dicke Nebel, der alle Ferne verhängte. Obgleich man erst Oktober schrieb.

Kein Fischer fuhr hinaus, kein Krabbenjucher wanderte durch den Schlick, keiner hatte Lust zum Lachen, und der Pastor selber, der immer von Mut und Hoffnung geredet, hatte lahme Worte.

Ingwersen ließ die Schulter hängen und traute sich nicht auf die Siabswerft, denn Großmutter Siabs hatte harte Reden für ihn und Elsbe verweinte Augen. Wenn Moiken durch die Stuben gelacht hätte und durch den Nebel gesungen, es wäre alles anders gewesen. Aber wo war Moiken Siabs?

Es lag tote Stille über Moorstrand. Sollte man die den ganzen Winter ertragen?

Als wenn es nicht noch schlimmer kommen konnte! — Und es kam schlimmer. Hatten die russischen Matrosen es mitgebracht, die drei Tage mit ihrem Schiff am „Großen Stein“ lagen? War es aus dem fauligen Nebel gekrochen? Hatten es die Fischer aus Dagebüll geholt? Es war eines Tages da, ein graues, würgendes Gespenst, und der erste, den seine Knochenhand faßte, war der kleine Hennerk. Dem glözte es in die trüben Augen, legte ihm die sticende Hand auf den Mund, ließ ihn zwei Tage husten und wimmern und erstickte seinen letzten Seufzer in aufquellendem Blut.

Als Doktor Holland herüberkam von Dagebüll, war er schon schlafen gegangen. Er fand aber noch genug zu tun. Fischer News lag in Krämpfen, und sein Knecht war ganz ohne Bewußtsein. Sie starben beide in der gleichen Nacht.

Und am nächsten Morgen lag Anne Karstens, und die Leute, die den Fischer und seinen Knecht zur Ruhe trugen, sagten, die Leichen hätten blauschwarze Gesichter gehabt. Es war eine Pest, von dem fremden Volk eingeschleppt, anders konnte es nicht sein.

Anne Karstens gab sich nicht so leicht. Sie wollte nicht gehen, eh' ihr Jung nicht noch einmal gekommen, und sie wehrte sich gegen den Tod mit ihrer ganzen zähen Friesenkraft. Bis er ihr die Kraft zerbrach und sie zwang.

Als Holland zurückfuhr zur Stadt, nachdem sie sein Kind, wie er gewollt, schon nach wenig Stunden bei der Kirche eingesenkt hatten, sagte er zu Borsum: „Sie sind jetzt mehr denn je der Hirte hier, Pastor. Ich kann nicht so bald wiederkommen, drüben in der Stadt und rings auf den Dörfern haust die Seuche grauenvoll. Sorgen Sie, daß keine Leich' nach dem Tode länger

als zwei Stunden im Hause bleibt. Das sind wir den Lebenden schuldig. Wenn es auch vielleicht trotz allem ohne Nutzen ist.“

„Was ist es denn, Holland? Ist es — die Pest?“

„Wir wissen es nicht. In Zeiten ewiger Kriegsnot gehen Seuchen um, die kennen wir Aerzte nicht. Sie sind aus all dem gärenden Rot gestiegen, in dem unser armes Volk seit einem Jahrzehnt versunken ist.“

Sie sprachen nicht weiter. Borsum brachte den Arzt an sein kleines Boot und ging zurück zu den einsamen Werten, und fand überall neue Krankheit und wandte die wenigen Mittel an, die Holland verordnet, und tröstete die Sterbenden und legte die Toten in die Särge, und als sie keinen Sarg mehr hatten, hüllten sie sie in Leichentücher und gruben eine große Grube neben der Kirche, in denen lagen die Leichen eine neben der andern.

Auf der Siabswerft war es noch stiller als zuvor. Und an einem frühen Abend, wie Elsbe den Trankeßel auf den Tisch stellte, sah Großmutter Siabs Gesicht gelb und verfallen aus in dem trüben Licht.

„Großmutter, ist dir nicht gut?“

„Was soll mir nicht gut sein! Bißchen schwindelig.“ Da schloß ihr ein Krampf die Lippen.

Das wurde eine furchtbare Nacht. Elsbe allein mit der Sterbenden, und in allen Häusern mattes Licht, das von gleicher Not sprach. Wie die alte Frau in Phantasien murmelte und



immer der eine Name aufklang: „Moiken!“ Ach, wo war Moiken! Vielleicht auch schon zur Ruhe? Vielleicht in der schlimmen Welt von gleicher Not fortgenommen?

Die hinweg waren, die hatten es gut. Schließen fest und traumlos, und wenn sie erwachten, umstrahlte sie ewige Klarheit.

Wer auch soweit wäre! Wer auch gehen dürfte! Elsbe war ein müder Mensch geworden.

Gegen Morgen sah Großmutter Siabs mit wachenden Augen im Zimmer umher. „Es ist einer an der Tür, Elsbe. Sieh nach.“

„Es ist keiner draußen, Großmutter.“

Unter den scharfen Blicken der Greisin erschauerte sie. „Keiner da? Ich sage dir, ich hab' ihn pochen gehört. Er wird schon hereinkommen. Und er soll kommen. — Wenn ich nur wüßte. — Die Deern, Elsbe, die Deern. Da irrt sie 'rum im Land. Und ihre Seele wird mich einmal bei unserm Herrgott verflagen.“

„Nein, Großmutter, du hast an ihr getan, was ein Mensch tun konnte.“

„Ich will den Pastor holen, Großmutter.“

„Laß ihn. Er hat mehr Leute als mich.“ Sie rang mit Atemnot. „Elsbe, wenn sie wiederkommt — Elsbe — sie nicht allein lassen — mein Gott, du hast auch Barmherzigkeit mit uns! Elsbe — sei gut —“

(Fortsetzung folgt.)

ZWICKAU

Dem Stadtbilde Zwickau geben die hochragenden Treibestühle der Schächte in Gemeinschaft mit dem Barockturme der Marienkirche und den beiden spitzen Türmen der Katharinenkirche ihr besonderes Gepräge. An verkehrswichtiger Stelle, in

einem Talkeßel der Zwickauer Mulde zwischen den Ausläufern des Erzgebirges sich ausbreitend, und heute 86 000 Einwohner zählend, ist Zwickau schon im frühen Mittelalter zu Bedeutung und Ansehen gelangt. Eine viel befahrene Handelsstraße berührte, von Böhmen her kommend, die Stadt, und der Name Zwickau selbst, der aus dem Slawischen stammt, bedeutet soviel wie Handelsplatz. Dies läßt darauf schließen, daß die Stadt schon längst bestanden hat, bevor sie im Jahre 1118 bei der Weihe der Marienkirche zum ersten Male urkundlich erwähnt wird. Im Jahre 1212 ging die Stadt auf die Wettiner über, in deren Besitz sie, mit Ausnahme weniger Jahre, um 1300, in denen sie freie Reichsstadt war, verblieb. Reich und mannigfaltig ist die Geschichte der Stadt. Von keiner der großen Bewegungen, die im Laufe der Jahrhunderte durch Deutschland gingen, blieb sie unberührt. Ihre erste Blüte erlangte die Stadt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Besonderen Anteil hatte hieran das Tuchmachergewerbe, auf dessen große Bedeutung noch heute das stattliche Gewandhaus hinweist. Vor allem aber brachte der Schneeberger Silberbergbau großen Reichtum in die Stadt, der sie in den Stand setzte, auch äußerlich sich durch Bauten und Stiftungen ein ihrer Bedeutung entsprechendes Ansehen zu geben. Fruchtbaren Boden fand die Reformation, die schon im Jahre 1524 in Zwickau eingeführt wurde. Allerdings blieb die Stadt auch von späteren religiösen Wirren nicht verschont, von denen besonders der Name Thomas Münzer und seiner Anhänger, der Zwickauer Propheten, bekannt geworden ist. Sehr schwer hatte die Stadt unter den Kriegen der nächsten Jahrhunderte zu leiden. Von den städtebaulichen Schönheiten der früheren Zeit ist dabei fast alles verloren gegangen. Außer

dem wundervollen spätgotischen Bau der Marienkirche, dem etwas jüngeren der Katharinenkirche, dem bereits erwähnten Gewandhaus mit seinen zierlichen Freibögen am Giebel und dem Schloß Osterstein sind nur noch einige alte Häusergiebel, Pforten und Teile von Befestigungsmauern vorhanden, die an die mittelalterliche Blütezeit der Stadt erinnern. Heute ist Zwickau die Hauptstadt eines Regierungsbezirktes, der gleichnamigen Kreishauptmannschaft, der Sitz vieler Behörden, der Mittelpunkt eines Wirtschaftsgebietes, das um ein mehrfaches größer ist als die Stadt selbst, und eine Stätte regen geistigen und künstlerischen sowie wirtschaftlichen Lebens. Ein vorzüglich geleitetes Stadttheater, eine Stadtbücherei, die alte wertvolle Ratschulbibliothek und reichhaltige Sammlungen eines städtischen Museums, tragen allen künstlerischen und geistigen Bedürfnissen Rechnung. Innerhalb



Hauptmarkt mit Rathaus und Gewandhaus (Stadttheater).



Marienkirche, Südportal.



Dom,
Blick vom Altar nach dem Chor.

des letzteren bildet einen besonderen Anziehungspunkt das Robert-Schumann-Museum, das die Verehrung für einen der größten Söhne Zwicklaus lebendigerhält. Zwickau besitzt ferner Schulen aller Gattungen, von denen die Vereinigten Technischen Schulen und die Bergschule besonders genannt zu werden verdienen. Zur wirtschaftlichen Schulung hat nicht unwesentlich der Steinkohlenbergbau beigetragen, der schon jahrhundertlang zunächst mit einfachsten Mitteln und seit etwa 1840 in planmäßiger und großzügiger Weise betrieben wird. Neben der günstigen Verkehrslage an wichtigen Eisenbahn- und Fluglinien verdankt Zwickau ihm vor allem den Aufschwung seiner mannigfaltigen Industrie, als deren Hauptzeugnisse von Welt Ruf Kraftwagen, Grubenlampen, Web- und Spinnwaren und Druckwerke zu nennen sind. Auch in der nationalsozialistischen Freiheitsbewegung spielt Zwickau eine besondere Rolle. Hier wurde die erste Ortsgruppe der NSDAP. außerhalb Bayerns gegründet. Ein Rundgang durch die Stadt ist in mancherlei Beziehung lohnend. Unweit vom Bahnhof erfreuen den Be-

suchen die Anlagen um den Schwanenteich mit dem Gefallenendenkmal des früheren Zwickauer Infanterie-Regimentes 133 und dem Musiktempel inmitten schmuckvoller Blumenanlagen. Von hier aus gelangt man mit wenigen Schritten nach dem Adolf-Hitler-Ring, der, ursprünglich ein Wallgraben zur Befestigung der Stadt, einen grünen Kranz von Bäumen und Anlagen um das Stadinnere legt, in dem sich neben der Marienkirche und der Katharinenkirche und dem Schlosse Osterstein die wichtigsten Geschäftsstraßen und der Markt befinden, an dem das Rathaus, das Gewandhaus mit dem Stadttheater, das Geburtshaus Robert Schumanns und ein Denkmal des Komponisten ihren Platz haben. In seinem östlichen Teile berührt der Adolf-Hitler-Ring die Mulde, die, auf der anderen Seite von den grünen Hängen des Brückenberges begrenzt, von Süden her kommend, an

Zwickau vorbeischießt. Besondere Sehenswürdigkeiten außerhalb des Stadtkerns stellen noch das bereits erwähnte Museum in den Anlagen des Hindenburg-Platzes und vor allen Dingen der städtische Waldpark dar, der sich im Nordwesten an den Stadtteil Weißenborn anschließt. — Und denken wir daran, welchen Aufschwung die Stadt Zwickau dann im letzten Jahrhundert nahm, als der Steinkohlenbergbau zur Blüte gelangte! Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wuchs Zwickaus Bewohnerzahl an, verdoppelte, verzehnfachte, ja verzehnfachte sich. Man zählte im Jahre 1800 4189 Einwohner, im Jahre 1824 5124 Einwohner, 1837: 7239 Einwohner, 1852: 14 229 Einwohner, 1861: 20 492 Einwohner, 1871: 27 322 Einwohner, 1880: 35 005 Einwohner, 1890: 44 193 Einwohner, 1900: 55 830 Einwohner, 1910: 73 538 Einwohner und 1935 über 86 000 Einwohner.



Schumann-Gedenkzimmer
im König-Albert-Museum.

Vom Quesstenfest und von den vielen Quesstenbergen

Alljährlich am 3. Pfingstfeiertag begeht der kleine — dadurch bekannt gewordene — Ort Quesstenberg am Südharz sein Quesstenfest. Dieses Dorf führt seinen Namen nach dem Berg, zu dessen Füßen es liegt, dem Quesstenberg. Von der Höhe dieses Berges grüßt jahraus, jahrein, seit Jahrhunderten, vielleicht auch seit Jahrtausenden schon, der Quesstenbaum, kurz Quesste genannt, als Sonnenzeichen, als Lichtsymbol. Daß ein Berg nach Bäumen benannt wird, verraten uns auch andre Namen wie Fichtelberg, Tannenbergl, Eibenbergl, Eichenbergl. — Die Quesste ist kein natürlichwachsener Baum, sondern ein von Menschen gesetzter Kultbaum. Er besteht aus einem 12 m hohen geschälten Eichenstamm, dem man alle Äste abgehauen hat; nur kleine Aststumpen ließ man stehen, daß ein Mensch hinaufklettern kann. Oben an der Spitze ist ein dicker Birkenlaubbüschel befestigt. In der oberen Hälfte des Stammes läuft ein Querbalken, an dessen beiden Enden 1½ m lange Quasten aus Birkenreisig herabhängen. An diesem Eichenstamm wird nun ein riesiger Birkenlaubkranz — 3 m im Durchmesser — so befestigt, daß Eichenstamm und Querbalken ein Kreuz im Kranze bilden, sodaß ein vierspeichiges Radkreuz entsteht. Und das ist das Wahrzeichen des Jahreslaufes der Sonne. Die vier Speichen deuten die vier Jahreszeiten an.

Das Quesstenzeichen tritt zuerst auf im Jungquartär in der letzten Epoche der Älteren Steinzeit, das 15—8000 v. Chr., und zwar bei den Völkern atlantisch-nordischer Rasse. Die Quesste ist die uralte Rune der Jahresteilung. Inhaltlich ist sie verwandt mit dem Hakenkreuz. Wer noch ausführlicher über den Quesstenbaum unterrichtet sein möchte, den verweise ich auf das auf genauesten Studien fußende Büchlein „Quesstenberg und sein Quesstenfest“, Heimatverlag Richard

Jaackel, Querfurt, 1.— RM., herausgegeben von der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle; ferner auf das Büchlein „Die Burg Quesstenberg und das Quesstenfest“ von Karl Meyer, Verlag Bernhard Franke, Leipzig, 0,75 RM. Beide Bücher geben auch genauen Aufschluß über die Feier des Quesstenfestes. Das jährliche Quesstenfest nun gilt der Erneuerung des

Quesstenbaumes. In früheren Zeiten ward jedesmal der ganze Baum erneuert; seit langem aber wechselt man den Eichenstamm nur noch etwa alle 10 Jahre, doch Quasten und Kranz ersetzt man auch jetzt noch jährlich neu. Und zwar befragen natürlicherweise junge Burschen das Abnehmen und Aufhängen von Kranz und Quasten, während die „Älten“ den neuen Kranz winden, was eine Arbeit von mehreren Stunden bedeutet. Kurz nach Mitternacht vom 2. zum 3. Pfingstfeiertag zieht die Quesstengemeinde hinauf auf den Berg, in feierlicher Andacht. Dort werden Kranz und Quasten herabgeholt vom Eichenstamm und ver-



Gesamtansicht vom Städtischen Museum in Zwickau.

(Dieses Bild gehört noch zu dem auf Seite 4 beginnenden Artikel: Zwickau.)

brannt. In das nun laublose Kranzrund, das man auf die Erde legt, setzen sich die Burschen und essen Brot und Käse oder Kuchen, Reste eines einst hochkulturellen Mahles. Alles muß vor Sonnenaufgang geschehen. Sobald sich die Sonne am Horizont blicken läßt, wird sie von der Quesstengemeinde mit dem Quesstenlied begrüßt. Allerdings ist das uralte Quesstenlied von einem Choral abgelöst worden, wie denn überhaupt das ganze Quesstenfest bei der Christianisierung zur Zeit der fränkischen Invasion mit christlichem Geist gefüllt ward. Nun geht's hinab ins Dorf. Nach dem vormittäglichen Quesstengottesdienst in der mit den heiligen Quesstenzeichen geschmückten Kirche geht's wieder zu Berg, wo nun die Älten den Kranz mit jungem Birkengrün umwinden. Es darf aber kein Bindfaden dazu genommen werden,

nur Wieden, das sind gedrehte Bindezweige. Auch das deutet auf das Alter des Festes. Unter dem Jubel der Bevölkerung von Quesenberg wird der frische Kranz mittags, wenn die Sonne am höchsten steht, von den jungen Burschen hochgezogen und so festgereicht, daß die offene Seite des Kranzes nach Osten schaut. Wer eine ganz ausführliche Beschreibung über das Quesenfest lesen möchte, den verweise ich außer auf die beiden bereits genannten Bücher, auf das 5. Heft 1927 der Zeitschrift „Forschung und Leben“, Verlag Karras und Koennede, Halle, das einen 20 Seiten langen, bebilderten Artikel von Fritz Wirth über Quesenberg bringt, worin der Verfasser außerdem eingehend die Geschichte des Quesenbaumes, Ursprung und Deutung des Quesenfestes behandelt.

Die Gelehrten sind sich noch lange nicht einig über die ursprüngliche Bedeutung des Quesenfestes. Am richtigsten ist wohl die Annahme, daß es ein Lichtfest war, sei es nun ein Frühlings- oder Sommwendfest, wie es sein Gegenstück im Julfest hat, das seinen Namen von dem Sonnenrad herzuleiten scheint,

weiterhin anführen, daß die Keltenkreuze, deren man in Irland mehrere aufgefunden hat, die Quesie darstellen, in Stein übertragen. Ueber die Beziehungen zwischen Quesie und Keltenkreuz unterrichtet ganz ausführlich ein mit 7 Abbildungen versehener Artikel von Harder im diesjährigen Maiheft der schönen Zeitschrift „Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens“, Verlag Koehler, Leipzig. Im Maiheft vorigen Jahres brachte dieselbe Zeitschrift bereits eine Arbeit von Weigel „Das Wunder des Quesenbaumes“, in ganz neuer Auffassung von der Bedeutung dieses Festes.

Was die Namen Quesenbaum und Quesenberg betrifft, so sind der Deutungen viele. Die einen führen es auf das mhd. *kesten*, *kestene*, *kestenbaum* = Kastanienbaum zurück. Wenn dem auch entgegengehalten wird, daß die Kastanie erst im 16. Jahrhundert von Nordgriechenland aus sich über ganz Europa verbreitet hat, so ist das nicht stichhaltig, denn Funde in Braunkohlengruben beweisen, daß die Roßkastanie vor der Eiszeit in den Wäldern Mitteleuropas wuchs und nur

Iech gieh men Gang! Von J. Schreiter, Buchholz.

Iech gieh men Gang un laß de annern rosn!
Zieh still in Gott gar wohlgenut mei Stroßn!
Bei all dar Roserei springt sei nisch raus!
's ward bluß für Leib un Seel gruß Ugelick draus!

Iech gieh men Gang, mögn a de annern lachn
Un sogn, bist dumm, — mußt's a wie wir Moderne machn!
Nä, war zelegt lacht dr Gescheitre is!
Iech halt zun Herrn, doß ihrsch ner alle wißt!

Iech gieh men Gang, blick batnd auf zun Herrn!
Fleh jedn Tog, loß mieh en Segn wärn;
Denn 's Zeich drzu kimmt ner aus Seiner Füll!
Wir sei ze schwach, weil 's Herz stets annerisch will!

Iech gieh men Gang, wie sich's geziemt als Christ!
Gib gern ne Staat wos unnersch Staates is!
Doch Gott griecht a sei Täl, ja net ze knapp!
Denn dar vergilt un segnt sei jede Gab!

Iech gieh men Gang, mögn viele rebellirn,
Halt frei zun Führer, loß mich net beirrn!
Wie dankbar gegn Gott, dar ne uns gab!
'r seg' ne weiter bis hie iberisch Grob!

Iech gieh men Gang un ho ä herrliches Ziel!
Tod jedn ei, war mit mr komme will!
's end net wie viele hoffnungslos in Grob!
's häßt: „Ewiges Labn mit Jesus“, welch e Gnadengob!

vgl. schwedisch *hjul* Rad und *jul* Weihnachten. Man denke nur an die altgermanische Sonnenwendsitte, feurige Sonnenräder die Berge hinabzurollen. Ob das dänische Sommerfest *Mitsommer-Quoos*, bei dem Kränze an ein Stangengestell gehängt und umtanzt werden, in Verbindung zu bringen ist mit unserm Quesenfest, ist noch nicht erforscht. Die Lautähnlichkeit scheint darauf hinzuweisen. Auf dem Quesenberg im Harz hat man die Reste einer germanischen Wallburg gefunden, und man weiß, daß auf diesen Wallburgen Frühlingsumgehungen und Frühlingsfeste üblich waren. So ist in dem Quesenfest ein altes Kultfest, ein Sonnenfest zu sehen. Darum spielt in den Riten des Quesenfestes die Sonne eine so große Rolle.

Ein uraltes, aber andersartiges Kultfest erblicken auch die Forscher im Quesenfest, die es aufs Keltische zurückführen. Vom Wort ausgehend erklären sie es als ein Fest der Suche, nämlich der Gralsuche, gallisch „La Quesie du Saint Gral“, zu deutsch „Die Suche nach dem heiligen Gral“. Und den Ausgang des Quesenkultes verlegen sie nach Frankreich, wo es in der Bretagne einen Ort Quesenberg gibt. Bekanntlich hat man in jüngster Zeit in Frankreich nach der Gralsburg geforscht, auf dem Montegur bei Toulouse. Diese Keltenforscher stützen ihre These weiterhin auf den Sagenfund. Die Quesenberge werden nämlich von einander ähnelnden Sagen umrankt, in denen allen die Suche nach einem verirrten Kinde im Mittelpunkt steht. Ausführlich sind diese Sagen erhalten vom Quesenberg im Harz, von der Quesie bei Schmalfelden und vom Quesenberg (jetzt Käsberg genannt) in Thüringen. Die Keltenforscher können

durch die vordringenden Eismassen nach Nordgriechenland zurückgedrängt wurde.

Anderer, so auch die Harzer Quesenbergssage, erklären sich die Quesie als „Quastenbaum“. Man spricht in der dortigen Gegend auch von den Quesen des Baumes. Und doch darf man wohl annehmen, daß das nur eine Deutung des Volksmundes ist aus der Zeit, wo man den Sinn für die tiefe ursprüngliche Bedeutung des Quesenbaumes verloren hatte.

Wir finden bei den alten Germanen auch sonst die Sonnenverehrung. Wer sich über den Sonnenkult der Germanen besonders interessiert, den verweise ich auf den bebilderten Artikel „Sonnenwagen und Quesie“ im Dezemberheft 1933 vom „Deutschen Bildungswesen“ (Fichte-Berl. München). Und so vermuten wir mit Recht in den Quesenbergen alte Sonnenkultstätten. Es gibt über 20 Quesenberge in Mitteldeutschland, so z. B. 4 im Harz, 3 in Thüringen, 1 in Sachsen bei Meißen und hinter manchem „Käsberg“ soll ein Quesenberg versteckt sein. Auf keinem aber ist das alte Quesenfest erhalten, nur auf dem einen im Südharz. Freuen wir uns, daß hier altes germanisches Brauchtum getreulich weitergegeben wird von Geschlecht zu Geschlecht. Der Nationalsozialismus, der den hohen Wert alten Volkstums erkannt hat, hat auch dieses Fest in seine Obhut genommen und will es wieder zum Eigentum des ganzen deutschen Volkes machen. Der Gedanke des Quesenfestes soll darum durch diese Zeilen in die Herzen der Deutschen gesenkt werden.

Deubner.

Nooch'n Peterohnd



De Fraa verräht!

Von Max Wenzel.

Bei de Bögele do kimmt in jeden Gahr e Zeit, wu se u-
ruhig warn, hie- un harfliegn, es an Ort gar net meh aushalten
könne, bis dr Tog kimmt, wu se sich auf un drou machen. Dann
sieht mr se en Hausen Wochen net meh. Se hobn sich hie-
gemacht, wu's schie is un kummern sich ne Teifel net drüm, doß
drweile bei uns doherde alles drunner un drüber gieht.

Ru soll mer Mensch un Tier net mitenanner vrgleichn —
(dr Saligfried seht dan sag esu fort: oder dei Kalb sieht gerod
wie mei Hund) — oder mr möcht sprachen: Mei Fraa hoot
en jedes Gahr ihre Zeit, wu se emol fort muß. Bluf wart se
net erscht bis zon Harbest. Ru gibts gewieß Azächn, wu dra
ich mark, doß se wie of en Stacheligel figt. Zeerscht drzeht se
aus ihrn Kaffeekranzel, war alles verräsen tut. Ich will oder
ca mei Vergnügen hobn un tu gar net drgleichn. Dann red't
se in en wag vu unner Anna, die in Drasen verheirat is.
Un do sog ich noch nisch. Gefährlich ward's oder, wenns afängt
in ganzen Haus nooch Mottenpulver ze riechn. Do sucht se
namlich in Schränken rüm. Dann sah ich, wie se de alte Käf-
tisch zon Kiemeer schafft, weil e paar Kiemele zerrissen sei. Ich
tu 'r oder immer noch net dan Gefalln un freg se. Die Sach
gieht lus, wenn ich emol ohmds von Regeln komm. Do is mer
doch ewing mild gestimmt, un dos benutzen de Weibsen immer,
wenn se ewos drzieln wolln.

Un richtig: An Donnerstig ohmd gings lus.

Se: „Ihr Mannsen hatt's drwagn gut! Ihr hatt egal
eire Abwechslung.“

Ich: „Ja, dos ma sei. In Geschäft gibts ige läne Abwachs-
lung, do muß mr abn finsten drfür sorgn.“

Se: „Ich möcht wissen, wie dos do bei unerens is!“

Ich: „Ru, do mach doch emol fort!“

Se: „Wuhi dä?“

Ich: „Ru, fahr doch e paar Tog zor Anna of Drasen.“

Se: „Denkst de? War soll dä dich drweile vrsorgn?“

Ich: „Dos gieht schie emol. Ich war drweile net um-
komme.“

Se: „Dos gelaab ich schie! Du machst drweile doherde
labnschie. Wenn de Rag aus'n Haus is, tanzen de Räuf.“

Ich: „Ich hon net gefah, doß du e Rag bist.“

Se: „Hör mr nár mit deine Spitzfindigkeiten auf! Oder
ich will dir nár dan Gefalln tue un will fortmachen, doß de
dich emol austue last!“

Ich: „Haa!“

Dodermiet is die Sach eigericht. Ne nächsten Tog saht se
schie: „Sah nár emol nooch, wann e Zug nooch Drasen gieht!“
Dos wäß dr Kuckuck: esu geschzeit un vigelang aa finsten de
Weibsen sei, mit'n Fahrplanfuchen wolln se net garn ewos ze
suchen hobn. Na, ich tat'r dan Gefalln un schriebe en Zug auf,
aa wenn se umsteign müht un esu. Of emol saht se: „De könntst
gleich dr Anna noch e Kart schreibn, wenn ich akomm!“ Mr
sieht, an darer Sach war nisch meh zu ännern.

Ru ging oder aa schie 's Eipackn lus. Dronnernei gobs oder
aa lauter gute Rotschlag un ä Berordnung nooch dr annern, doß

ich mr schließlich en Zettel zeracht machet un alles aufschreibn
tat. Un dos ging e manichsmol esu durchenanner, doß ich auf-
passen muß, doß ich nisch vermahret. Wie ich hinnerhar durch-
lasen tat, wos ich aufgeschriebn hatt, ho ich e paarmol mit'n
Kopp geschüttelt. „Azüg ausberschten un in Schrank hänge.
Net vergassen de Hinnertür zuzeschließen. Immer de Fenster-
klögel naasteden, doß ká Fenster zerschmeißt. Kä vrschimmelts
Brut in dr Brutkapsel liegn lassen. Net alles in Achskasten
schmeißen. Aufpassen, doß dr Wasserhah net läßt. Blume füt-
tern un 's Rutkathel giehn. Jeden Tog acht Fliegn für ne
Laabfruch. Meiner Fraa ihre alten Schuh zen Schuster schaf-
sen. 's Licht net brenne lassen in dr Nacht.“ In dan Text ging
dos e ganze Weil fort, judoß ich wäß Gott dacht: „Wenn se
nár erscht naus wär!“

Na dos wur überstanden. Nachmittig um zwäe ho ich se
ofn Bahnhuf geschafft. Ich ho se richtig in Rupee neigesetzt. Ihr
lehtes Wort, eh' se fortfuhr, war noch: „Un gieh net alle Tog
esu spät ehäm. Bos solln dä de Hausleut' denken!“ Mr hobn
noch Binkewinke gemacht, dann konnt mei Gunggefellnlabn lus-
giehe. —

Dos wäß dr Teifel, doß mr bei alln setten Sachn allemol
aa de richtigen Brüder trifft. Ich wollt von Bahnhuf ehämgiehe,
do brachts ne Bahler-Mag geschlentert. „Ranu“, saht dar, „ige
schie ze Strich?“ „Haa“, saht ich, „ich hoo mei Fraa fort-
geschafft.“ Do warsch, als ging in Bahler-Mag sen Gesicht e
Sonneaufgang lus: „Suuu!“ saht 'r, „Struhwitwer bist de!
Do könntn mer gleich en Skat machen.“ Erscht wollt ich net,
dann dacht ich: „Ach wos, ellää drhäm figen is aa nisch.“ Ich
saht bluf noch: „Ich will erscht noch emol noochsah, wos lus
is drhäm, dann gieh ich miet.“ 's war oder in Geschäft nisch
lus, 's ging alles ümering, ich saht drüm zun Mustermadel:
„Ich hoo noch en geschäftlichen Gang dir, ich war net lang außen
sei. Wenn's um sechse is, schließe se zu un legn ne Schlüssel
drubn ofn Schrank. 's is nár zur Birficht.“ Die Birficht war
an Plaz gewasen, dä 's war halb Zwäe, wie's mich ehäm wedeln
tat.

An anern Früh muß ich erscht in Kaller de Butter rauf-
huln. Un ich nahm mr gleich dir, se gar net erscht wieder
nunnerzeshaffen. Ich hoo nu men Zettel hargenomme un alles
gemacht, wos drauffstand. Kaffee war noch do, dan braucht
ich nár ze wärme. An anern Tog muß ich dr schie welchen
lochen. Um's gleich ze sogn: mei Kaffee war ze stark. Dos
halbe Pfund Bohne war wag wie nisch, un 's sollt doch lange,
bis mei Fraa wiederkam. Ich brauchet oder abn allemol früh
e wing starken Kaffee. Mit'n Mittagassen dos war aa e fette
Sach. Mei Fraa hatt mr Kalbfläsch gebrakelt, dos sollt ich de
erscht drei Tog aufwärme. Dann sollt ich mr Eier machen un
esu. Dan Kälberbrotten hatt ich oder net richtig eigetält. Dä
wie ich an erschten Ohmd ehäm kam, machet ich noch emol in
Speisekammerle un drwischt dos Scharbel mit dan Kalbfläsch.
De Folg war, doß nu nimmer für drei Tog lange tat. Die Eier-
Afferei hatt ich aa bal foot; do wur abn Worscht un Zöppel
gassen. Deb ich billiger gekomme bie, als wenn ich in Gasthuf
assen gange wär, dos stiegt of en annern Blatt. Ru kam e
Kart vu meiner Fraa, wos se alles vrgassen hatt un wos ich'r
noochschiden sollt. Eh'r ich dan hallgrünen Unnerroß in Kläder-
schrank finden tai, hoo ich erscht dos ganze Gelump rausgeruppt
un — brachts nei wieder richtig nei. Ein verfluchts bissel Machen!
Dann rissen mr an meiner Huf' zwä Knöpp ro; ich hatt oder
werklisch ká Zeit, neue nazeflicken, do mußten abn Sicherhats-
nodeln halsen. Ueberhaupt, ich hatt egal ze tue. Un alles raa-
schaffen, wos mr brauchet! Do war mr doch allemol e paar
Stunden unnerwegs. Un do schriebe mr aa noch mei Fraa, de
Gevatter Sieberten hätt emol nooch mir sahe wolln, se hätt mich
oder dreimol net agetrossen! Se hätt e Kart geschriebe! Die
liebn Mitmenschen! Bos die für Sorg um en hobn!

Nä, ich hoo dan Zustand foot! Gestern in acht Togn kimmt
mei Fraa wieder. Wenn ich'r do e Kranzel mit en Schild „Herz-
lich willkommen!“ an dr Tür häng, ho ich wäß Gott ká Lüg
gefaht!

Bilder aus der Heimat und aus aller Welt

Von der Qualität des Erzgebirgsschiefers.

Das nebenstehend zur Abbildung gebrachte Dach befindet sich in Buchholz auf dem Hause Schlettauer Straße Nr. 20. Im wahrsten Sinne des Wortes kann es als ein Veteran der erzgebirgischen Schieferdeckerkunst angesprochen werden. Es wurde im Jahre 1795 gedeckt und brauchte bis heute, also innerhalb 140 Jahren, nicht ein einziges Mal umgedeckt zu werden. Lediglich 10.—RM. für Reparaturen hat während der letzten zwei Jahre der Besitzer dieses Grundstückes, Herr Oskar Lötisch, zu verausgaben gehabt. Das ist ein schlagender Beweis für die erstklassige Qualität des Erzgebirgsschiefers, denn der hier in Frage kommende stammt aus der Dittersdorfer Gegend. Die zur Dachdeckung verwendeten Nägel sind handgeschmiedete Schweißeisennägel, die man heute schon lange nicht mehr verwendet. Unsere Altvorderen nahmen aber nicht nur bestes Material, was Menschenalter überdauert, sondern sie führten ihre Arbeiten auch mit großer Ueberlegung aus und mußten auch die Höhenlagen berücksichtigen, welche in diesem Falle ca. 640 m ü. N. N. beträgt.

Da es in unserer Gebirgsgegend im Winter immer viel Eis und Schnee gibt, hat man eine Dachneigung von ca. 50 Grad gewählt. Nur so ist es möglich, daß ein Dach, vor allem in der Uebergangszeit vom Winter zum Sommer, sich selbst schnell reinigt und keine Dachschäden hinterläßt. Derartige Qualitätsdächer sind in Buchholz noch ca. 6 bis 8 Stück vorhanden. Nähere Auskunft erteilt gern allen Hausbesitzern und sonstigen Interessenten Herr Prokurist Oskar Lötisch, Buchholz, Schlettauer Straße 20, und Dachdeckermeister Heinrich Müller, Buchholz, Friedrichstraße.



Vom 1. Unterkreis-Turnfest 15.—17. Juni in Königswalde

Der 15., 16. und 17. Juni sind hohe Festtage für alle Anhänger der edlen Turnkunst Vater Jahns. In diesen Tagen feiert der Allgemeine Turnverein Königswalde sein 60jähriges Bestehen. Er verbindet damit die Weihe seines neuen Turn- und Sportplatzes. Den großen Rahmen zu diesen Veranstaltungen gibt das 1. Unterkreis-Turnfest des Gebietes Böhlberg-Wolkstein, das hier in Königswalde abgehalten wird. Zahlreiche Turnvereine haben ihr Erscheinen zugesagt. An die Einwohner von Königswalde ergeht der Ruf: Fahnen heraus und Wimpel und Bänder! — Nebenstehend zeigen wir das Festabzeichen für das stattfindende Unterkreisturnfest. Das gefällige Abzeichen, in den Farben rot-weiß gehalten, licht- und wasserfest, ist von der Firma Reuter & Söhne in Königswalde angefertigt und stellt einen großen Teil Heimarbeit dar. Infolge des auswechselbaren bedruckten Teiles eignet es sich für alle Veranstaltungen gleich welchen Gebietes.

Vom Bau des Rügendamms

Die Arbeiten am Bau des Rügendamms schreiten rüstig vorwärts. Unser nebenstehendes Bild führt uns auf das Spülfeld an der Nordseite der Insel Dänholm, wo der Schlick vom Bau des Rügendamms aufgespült wird, um später fruchtbares Ackerland zu ergeben. (Presse-Bild-Zentrale, K.)

